

Lob des Lesens

Autor(en): **Arnet, Edwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **24 (1953)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lob des Lesens

Die Redaktion des Fachblattes für schweizerisches Anstaltswesen hat mich freundlich um einen Weihnachtsbeitrag gebeten. Spontan fiel mir das Thema des Buches ein, denn gehört nicht gerade es zu jenen Tröstern, die in der Hand jener, welche in der Anstalt ein Heim gefunden haben, von besonderem Segen sind. Das Thema habe ich auch schon behandelt, ich wandle es jetzt gerne für diesen Leserkreis ab.

Es gibt Leser, die sich «bilden» wollen und die von einem Buch die Stärkung ihres Charakters, ihres Lebensmutes erwarten. Aus Büchern wollen sie «Rezepte» schöpfen, wie man klug leben, wie man schön fühlen und wie man Kraft zu einem sittlichen Handeln schöpfen könne. Für sie sind Bücher gleichsam praktische Anleitungen zum Thema «Wie lerne ich das Leben beherrschen?».

Dann gibt es wieder andere, die von einem Buch Verführung verlangen. Sie wollen sich aufmachen in ein Phantasieland, in dem alles das in Harmonie geschieht, was hier auf dieser Erde ohne Harmonie bleibt. Sie haben Durst nach etwas, das ausserhalb der alltäglichen Logik liegt. Sie wollen ein Reich, indem sich das, was auf dieser Erde nie sich schliesst, zum schönen Bogen sich ründete... ein Reich, in dem das sich fände, was sich im Leben niemals findet..., in dem alles Gute belohnt würde, während im Leben oft der Lohn ausbleibt... in dem dort, wo im Leben das Sinnlose sich breit macht, das Sinnvolle alles regelt und ins Schöne, Edle arrangiert.

Man sagt, es gebe aber auch Leser, die im Buche die «nackte Wirklichkeit» suchen und denen es erst Behagen schaffe, wenn im Buche ein Ereignis so verläuft, wie es im Leben draussen selber verlaufen könne. Das ist aber eine grosse Täuschung. Auch die sogenannten naturalistischen Bücher sind nicht Photographien des Lebens. Auch in ihnen verläuft die Handlung nach dem Kopf des Dichters und nicht nach der Vorlage der Wirklichkeit.

Es gibt kaum einen Dichter, der die Wirklichkeit so wiederzugeben vermöchte, wie sie ist. Es braucht recht eigentlich Dilettantismus dazu, «lebensecht» zu sein. Es sind journalistische Belletristen, dem Photographen verwandte Seelen des nackten, seelenlosen Abkonterfeiens, die die Wirklichkeit unmittelbar wiedergeben. Wer Geist, Ordnung und innere Erhöhung sucht, kann und will das Leben gar nicht mit einer toten Kamera abknipsen. Noch der kleinste der Dichter wandelt Leben in Kunst um. Denn der Künstler hat Stil, und alles, was er schildert oder erdichtet, trägt diesen Stil, und Stil ist immer etwas dem Leben Feindliches; denn das Leben selber ist stillos, es ist etwas Ungelöstes, etwas aus Hohem und Niedrem, aus Sinnlosem und Sinnvollem Gemischtes. Daher sind wir so sehr entsetzt oder enttäuscht, wenn wir im Leben draussen etwas Sinnvolles oder Harmonisch-Sinnvolles erwarten und suchen. Es nimmt ein schlechtes Ende, wenn wir im Leben die Handlungen suchen, die in den Büchern so hübsch

und so sinnvoll verlaufen. Wer es weiss, dass uns in den Büchern eine reinere und harmonischere und sinnvollere Welt entgegentritt als draussen im Leben, der liest die Bücher richtiger.

Ich erinnere mich an das erste bewusste Leseerlebnis meiner Knabentage: an die Indianergeschichte «Winnetou» von Karl May. Ich ging damals recht ungern zur Schule, ja ich litt an ihr, und im Verhältnis zu meiner jungen Seele litt ich nicht geringer als ein Grillparzer an seinem Beamtentum oder ein Gottfried Keller an seiner Staatsschreiberei. In diesem Indianerbuch fand ich nun eine «verklärte Landschaft», in der alle Leiden und Härten der Schulwirklichkeit sich aufgelöst hatten. Das war das Tal des Mississippi, ein breiter Strom mit schweigenden Wäldern und einer Einsamkeit, in die kein Mensch, vor allem kein Schullehrer seine schuldige Sohle setzte. Da trat man in der lichten Morgenfrühe aus der Trapperhütte in die Prärie hinaus; am Abend sass man am knisternden Feuer, und weil man so viel Zeit und keine Uhr hatte, stieg man auf den Hügel hinauf und blickte auf eine arkadische Landschaft hinab, in der es keine Schulhäuser mit den Sandsteingefängnissen gab. Man war frei und musste sich hier nicht vor einer grausamen Klasse demütigen und in das schäbige Nichtwissen und Nichtkönnen hineinsehen lassen.

Man wird erkannt haben, dass ich damit auf eine ganz besondere Funktion des Buches hinweise: nämlich auf das Buch als Fluchtmöglichkeit. Jeder hat schon in seinem Buch seinen Mississippi gefunden, sein Arkadien, das ihm das wirkliche Leben ersetzt hat. Wenn man Lesende genau betrachtet, heimlich, ohne dass sie es wissen, so erleben wir immer wieder dies: sie haben alle in ihrer Versunkenheit einen Zug zur Entrückung, zur Flucht, zur geistigen Auswanderung aus diesem Leben.

Habt ihr schon bemerkt, dass ein Mensch nie ein so schönes Bild abgibt wie dann, wenn er liest. Lesende haben immer etwas Horchendes. Sie sind deshalb schön, weil sie in diesem Augenblick, wo sie sich innerlich vor einem Buche verneigen, sich selber aufgeben: ihr Herrisches, ihr Rechthaberisches, ihre Bösewichtigkeit aufgeben. Sie sind in einem Gegenstand versunken und lauschen wie in einen Brunnen hinab. Und nicht wahr: im Lauschen ist der Mensch doch immer besser und edler als in der Gebärde der Verteidigung oder des Angriffs. Die Menschheit ist nie so gut wie dann, wenn sie liest. Und nun bitte ich den Leser: er mache sich nicht lustig über jene merkwürdige Stunde im Tageslauf, wenn er sich ins Bett legt, mit wohligh ermüdetem Körper, aber mit jener glücklich schweifenden, erlebnisseligen Sehnsucht nach dem Phantasieereich eines Buches, nach jener jenseitigen Welt der Vision, nach einem reineren Reich ferner Landschaft, vollblütiger Menschen, reiner Abenteuer, vollklingender Tragik, erregender Geschehnisse, ferner Meere, exotischer Nächte. Das Lämpchen beleuchtet nur eben diese Zauber-

pforte ins andere Land hinüber. Das übrige Zimmer, das rate ich jedem, lasse man ganz im Dunkel versinken. Arm ist, wer dieses vor dem Schlafen «Sich-aus-dem-Leben-Davonschleichen» nicht kennt.

Ich kann mir nun nicht vorstellen, dass man in dieser Stunde nach andern Büchern greife als nach denen eines Goethe, eines Stifter, eines Brentano, eines Eichendorff und aller neuen Dichter, die heimlich aus der Welt jener Grossen stammen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass man in solchen Augenblicken der Entrückung sich wiederum durch ein die tote Wirklichkeit photographierendes Buch sich an jenes Leben anschliessen lassen wolle, das man an diesem Tage in allen Pfützen und Tümpeln durchwatet und das man doch in der abendlichen Lesestunde aus dem Schlafzimmer ausschalten möchte.

Wenn nun einer den reinigenden Sinn dieser Lesestunde erkannt hat, wird es ihm offenbar, dass es zweierlei Bücher gibt: solche, die uns eine reine, solche die uns eine unreine Flucht ermöglichen. Ich meine das so: es gibt Bücher, die in die Welt des Geistes, und solche, die nur in die Welt der photographierten Wirklichkeit fliehen. Die ersteren erhöhen uns, machen uns innerlich frei, beseligern uns im allertiefsten, allerbuchstäblichsten Sinne, die andern verwirren und unterhalten uns bloss. Es ist letzten Endes der Unterschied zwischen Poesie und Photographie, zwischen Kunst und Film. Die Landschaften des amerikanischen Bestsellers sind wirkliche Landschaften und geographisch recht genau fixiert, und doch sind sie von geringerem Zauber als die Frühlingslandschaft in Lenaus zwei Zeilen «Lieblich war die Maienacht, Silberwölklein flogen.» Man weiss es nicht, ob diese Silberwolken Lenau über Liestal oder über Cincinnati hinwegzogen. Es sind bei Lenau die Frühlingswolken schlechthin, ja sie sind weit mehr, sie sind das Wolkenhafte, ja sie sind noch mehr als das, sie sind das Verklärt-Entschwebende überhaupt, sind der Träger eines ewigen Symbols: es ist Klang aus der Urpoesie herauf.

Die Urpoesie hat nicht beliebig viele Urgefühle, es gibt deren nur eine beschränkte Anzahl, und sie nimmt nie zu und nimmt nie ab. Sie wandelt sich höchstens. Da gibt es das Urgefühl der Urfreude, das der Urschwermut, das der Urangst, das der Urtrauer. Jeder grosse Dichter steht in einem dieser Urgefühle. Eines der Urgefühle, aus dem wie aus einem Hauptbronnen die wesentlichsten Werke der Dichtung herzustammen pflegen, ist das Urgefühl vom Vergänglichen. Das Wissen, dass man eines Tages dieses Leben lassen müsse und dass dies alles um uns herum gar nicht so wichtig sei. Wenn man auf die Bücher unserer Grossen hinhört, so nimmt man diesen aus Wehmut und Schönheit gewobenen Ton wahr. Wenn ein Grosser durchblicken lässt, dass er sich selber nicht so ernst nehme, dann kommt dieser Ton aus einer der tiefsten Gefühlsschichten der Kunst her. Keller besitzt diesen Urklang der Poesie, dieses in seiner hofmannsthalischen Melancholie fast österreichische Lächeln über das reiche Füllhorn einer Welt, die so schön und ach, die doch so vergänglich ist. Keller hat vieles sehr ernst genommen, den Staat,

die staatsbürgerliche Erziehung, aber bei allem Ernst gegenüber dem Nächstliegenden des Staates und der täglichen Realität sah er doch in weitere und unvergänglichere Schichten hinein. Diese Urmelancholie haben viele, etwa Adalbert Stifter, dessen Männer und Frauen entsagen können und sich nicht an Leidenschaften verbrennen und das Leben lieber aus einer arkadischen Distanz beschauen, als es frech zu konsumieren. Man sagt, Stifter habe sich wegen übermässigen Kopfwehs die Kehle mit der Rasierklinge durchschnitten. Die Welt braucht nun einmal solche handgreiflichen Gründe. Stifter aber musste gehen, weil er nicht ertragen konnte, dass dieses Leben jener Harmonie entbehrte, mit der er es verklärt hatte. Neben seiner eigenen Welt brach die richtige Welt zusammen, und er, der Starke und doch so Schwermütige, wollte lieber gehen, als sich der Trauer der Wirklichkeit zu unterordnen.

Aber lasst mich nicht melancholisch schliessen und lasst mich vielmehr einen meiner Lieblingsgedanken ausdenken: nämlich die Rolle des Buches als treuer Verwalter der Innerlichkeit und der leisen, kleinen Dinge. Je mehr einer weiss, dass dieses Leben vergänglich ist, desto lieber und schwermütig-sanfter werden ihm alle die kleinen Dinge, das Tropfbrett in der Küche der Mutter, der grüne Fensterladen des Knabenzimmers, die Tanne im Garten, das Hütchen seiner Mutter.

Es ist das Herrlichste am Phänomen eines Buches überhaupt, dass nicht die rhetorisch grosse Gebärde des Weltanschaulichen, des Politischen, des Gemeinschaftsdenkerischen eine Dichtung ausmacht, sondern einzig und allein nur die kleine Gebärde, und unter dieser kleinen Gebärde meine ich das, wenn der Dichter von den kleinen Dingen spricht, wenn er Spatzen, Blumen, Menschengesichter oder den Hausrat der Züs Bünzlin liebevoll zeichnet, mütterlich zeichnet und so zeichnet, dass diese kleinen Dinge zu den Spiegeln des Himmels werden.

Wenn Gottfried Keller im «Grünen Heinrich» seine Mutter mit der Rolle ersparten Geldes, das sie dem in der Fremde fallierten hilfsbedürftigen Sohne schicken will, heimlich durch die dunkelnden Gassen auf die Post huschen lässt und die brave Frau das vom Munde abgesparte Geld schamhaft unterm Schal verbirgt, voller Angst, jemand könnte die beschämende Armut ihres Sohnes erraten... wenn ich diese Szene lese und ihre ganze Landschaft auf mich einwirken lasse, dann halte ich den Atem an, halte mehr den Atem an, als wenn ich im Buche des modernen Autors Aberdaniens zweien Studenten zuhöre, die über Gott und den Existenzialismus schwatzen. Mir ist es, als ob die innere atmende Schönheit der Kellerschen Mutterszene eher die Kraft besässe, die Angel, die die Welt hält, leise zum Zittern zu bringen, als das abstrakte Gerede der gescheiterten Studenten Aberdaniens, welche die Kreaturen eines schriftstellernden Denkhirns sind, aber nicht die Visionen, wie sie den wahren Dichtern aus der Tiefe der mythischen Bilder gnadenvoll zuschweben.

Es ist nicht immer, wie Gymnasiasten meinen, der «Gedankenflug» des Dichters, der die Dich-

tung ausmacht, sondern es ist fast immer dieses naive, fromme Verliebtsein des Autors ins Sichtbare, ins Häusliche, ins Sinnlichfassbare, ins Mütterlich-Private, ins Nächste und ins Kleine, was der Dichtung die innere Glaubwürdigkeit verleiht. Es ist kein Zufall, dass die grössten Dichter dann am dichterischen werden, wenn sie sich der Dinge ihrer Jugend erinnern; denn nicht wahr, die Jugenderinnerung ist das holde Gleichnis des liebevoll-schweremütigen Verliebtseins in das, was «die Augen, die holden Fensterlein», getrunken haben. Heute, da die Menschen der Stadt in den gleichen Schablonen gemeinschaftlich denken, heute, da uns die Flugmaschinen von Kontinent zu Kontinent

tragen, aber immer über die Landschaft hinweg und nie magisch in sie hinein (aus 3000 Meter Höhe wird das Land zur Kartographie, und man hört nicht mehr die Wipfel der Tannen rauschen, und man hört den schlüpfenden Schritt des heimkehrenden Bauern nicht mehr), heute, da die Zeitungen eine Gemeinschaftssprache prägen, die zum Esperanto eines kalten Allerweltverständigungsmittels geworden ist. Heute haben wir mehr denn je die Dichter nötig, die in ihren Büchern heimkehren zu den leiseren Dingen des Lebens, zur Wärme des Gefühls, zu jener Menschlichkeit, ohne die auch grosse Kunst nicht möglich ist.

Edwin Arnet, Zürich.

Was lesen unsere Gymnasiasten?

Beobachtungen eines Schulbibliothekars

Seit Wolgast mit seinem Buch «Das Elend unserer Jugendliteratur» die verantwortlichen Erzieherkreise aufgerüttelt hat, hat eine grosse Zahl von Untersuchungen auf die Frage: «Was liest unsere Jugend?» an Hand von Statistiken Antwort zu geben versucht. Daraus entstand, untermauert von Sprangers «Psychologie des Jugendalters» die Jugendschriftenkunde, die ihrerseits wieder solche Untersuchungen anregte. Diese zeigen bis zu einem gewissen Grade klar, von welcher Literatur sich der Jugendliche nährt, seinen Geist bildet und unbewusst seine Seele pflegt. Zur Klärung des Problems Jugend und Buch sind mehrere Methoden angewandt worden. Beobachtungen Erwachsener, direkte Befragung der Leser und die Umfrage bei Bibliothekaren. Die letztgenannte Methode kann kein völlig richtiges Bild ergeben, wenn man bedenkt, dass unsere Gymnasiasten zum Teil einen Bildungshintergrund besitzen, dass ihnen natürlich von Eltern, Tanten usw. reichlich viele — wenn auch nicht immer sehr passende — Bücher geschenkt oder geliehen werden, wozu noch kommt, dass die Schüler der obersten Klassen zur Eindeckung mit Sachbüchern die Zürcher-Zentralbibliothek benutzen dürfen. Obschon ich im Folgenden möglichst vermeiden will, nackte Zahlen zu bringen, so möchte ich doch die «Zahl als Detektiv» nicht ganz missen. Die Statistik über die Frequenz unserer Schülerbibliothek — heute Literatur- und Realgymnasium in Zürich zusammen — gibt uns bedeutende Hinweise. So erscheint als unberechtigt die Klage über Abnahme des Lesens in unserem technischen Zeitalter, wo Radio, Kino — leider auch seichte Magazine — manchmal auch übertriebener Sport das Buch verdrängen und von beschaulicher guter Lektüre abdrängen können. Denn seit 1921 kann ich eine erfreuliche Konstanz feststellen, bewegen sich doch die Zahlen der ausgeliehenen Bände pro Jahr zwischen 4100 und 5400.

Was die Gymnasiasten lesen — im allgemeinen — erhellt aus der folgenden Statistik über das Jahr 1952. Die Zahlenverhältnisse der einzelnen Lesegebiete haben sich seit 30 Jahren nicht nennenswert verändert. Geschichte im umfassenden Sinn 251 Bände, Kunst, Musik 56, Philosophie 8 (!) Belletristik 585, Geographie,

Reisen 244, Abenteuer 2981, Biologie 176, Chemie, Physik, Technik 323, zusammen 4624 Bände. Natürlich verändert sich die Zahl der Benutzer dieser Fachgruppen von der 1. bis zur 7. Klasse, entsprechend ihrer Reife, nach der die jugendlichen Leser in bereits anerkannte Lese-Alter eingeteilt werden. Das Märchenalter und das Robinsonalter kommen für ein Gymnasium kaum noch in Betracht. Für uns scheint die folgende Dreiteilung (von M. Zollinger) am geeignetsten: *Unterstufe*, erste Hälfte der Pubertät (13 bis 14 Jahre). *Mittelstufe*, zweite Hälfte der Pubertät (15 bis 16 Jahre). *Oberstufe*, Adoleszenz (16 bis 20 Jahre). Dieser vertikalen Einteilung werde ich in grossen Zügen folgen. Zu beachten ist daneben eine andere Einteilung unserer Leser, die allen Erziehern im weitesten Sinne bekannt ist. Da ist einmal der Typus der Praktiker, Bastler, Experimentierer, der nichts für dichterische Form oder Inhalt übrig hat, der nur Belehrung sucht, nach Wissenschaft strebt. Andererseits der Typus, dem dichterische Gestaltung und Kunst zusagen, der literarische Typus, den ich in meinen Betrachtungen in den Vordergrund rücken werde. Dass dabei nur die bevorzugten Autoren und Werke jeder Stufe angeführt werden, ist verständlich. Wen und was unsere Schüler lesen wollen, steht ihnen frei. Denn ich habe den — bei den Angelsachen bekannten — «open access» zu den Büchergestellten schon im Jahr 1921 eingeführt. Jeder Schüler besitzt natürlich auch einen Katalog. Die nicht erschöpfende, sondern nur auf das Wesentliche eingehende Behandlung der Frage «Was lesen unsere Gymnasiasten?» zeigt folgendes Bild.

Zunächst finden wir in der *Unterstufe* noch einige im Märchenalter verharrende Leser, denen die Märchen von Grimm, Andersen oder Hauff etwas zu sagen haben. Nebenbei lesen sie auch Sagen (z. B. von Jegerlehner), die sie vom Märchen kaum unterscheiden. Die schönsten Märchen aus Tausendundeine Nacht und Voegelis prächtiges Buch «Die wunderbare Lampe» kommen ihrer Erregungslust durch Spannung schon eher entgegen und führen sie dann über die immer noch hie und da gelesenen Robinsonaden zu den Abenteuerbüchern, in denen sie die fremde, weite und doch wirklichkeitsnahe Welt mit ihrer Bewegung und Span-